

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 83. Bydgoszcz / Bromberg, 10. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vermeulen unterbrach ihn mit einem heiseren Wutschrei.

„He? Ist Er betrunken? Kerl —"

Rembrandt maß ihn verächtlich.

„Saskia, soll ich ihm den Mund stopfen?"

„Harmensz!"

Sie stürzte auf ihn zu.

„Keinen Lärm, Liebster, um meinetwillen, um meines Vaters willen —"

Sie lehnte sich in flehender Zärtlichkeit an ihn. Er legte den Arm um sie und blickte Vermeulen fest an.

„Hört Er, Herr Leutnant? Um der Jungfer Saskia willen mögt Ihr gehen, wie Ihr gekommen seid. Still und ohne Aufsehen. Aber hütet Euch, noch einmal —"

Da hielt es Vermeulen nicht länger. Saskia im Arm Rembrandts, eines Malers, der nichts hatte als seine Pinsel, seine Leinewand, seine Kunst, ein armer, zugelaufener Teufel — Saskia, das schönste Meisje in Amsterdam, im Arm dieses jungen Menschen — es war zu viel für ihn. Es machte ihn rasend!

Er riß den Degen aus dem Gehänge.

„Kerl, wehre Er sich!"

Gleichzeitig sprang er vor. Er hatte keine Überlegung mehr. Mochte er selbst mit zugrunde gehen, Saskia sollte den dort nicht haben. Diese Demütigung konnte er nicht ertragen.

„Gott im Himmel!"

Saskia schrie leise auf. Aber im gleichen Augenblick hatte sich Rembrandt auch schon von ihr losgerissen.

„Schuft!"

Vermeulen fiel ihn wie ein wildes Tier an. Die Degenklinge blitzte durch die Luft. Saskia flüchtete seitwärts. Sie preßte die Hände vor das Gesicht, ihr Herz raste in wilden Schlägen.

Rembrandt wich dem ersten Stoß geschickt aus, er hatte Vermeulen nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen. Dann griff seine Hand blitzschnell nach vorn. Es war ein sicherer, kaltblütiger Griff in den schwirrenden Stahl, dicht unter den Deckenkorb. Ein furchtbarer Griff!

Ein unwiderstehlicher Ruck — und er hielt den Degen in der Faust.

Vermeulen stand wie geschlagen, mit irrem Blick.

Rembrandt starrte ihn mit vorgeschobenem Kopf an, in dem die Augen brannten.

„Herr Leutnant, wenn die Stadtsoldatei von Amsterdam noch mehr solcher Offiziere hätte wie Euch, es stände schlimm um die Sicherheit und Freiheit unserer Stadt!".

Er nahm den Degen in beide Hände.

Er hob ihn hoch über den Kopf. Vermeulen hatte einen glasigen Blick. Bewegungslos stand er.

Ein feines Klingen und Splittern. Rembrandt hatte den Degen zerbrochen. Er warf die beiden Hälften Vermeulen vor die Füße.

„Da habt Ihr Eure Leutnantsehre!"

Der war totenblaß. Seine Kiefern mahlten aufeinander.

„Das — wagtet — Ihr — —?"

Mit einem Sprung stand Rembrandt dicht vor ihm.

„Das wagte ich, Mijnheer! Und nun — geht!"

Blick bohrte sich in Blick. Da wandte sich Vermeulen ab und stürzte davon. Man hörte dröhnend die Tür auf der Terrasse zufallen. Danach war es einige Augenblicke sehr still.

Saskia warf die Arme um den Hals des Geliebten.

„Harmensz, Harmensz," schluchzte sie und preßte das Gesicht an seine Brust. „Was soll nun werden?"

Er strich ihr begütigend über das Haar.

„Abwarten, Saskia. Es kam, wie es kommen mußte. Und es wird kommen, wie es bestimmt ist."

Er stieß gegen den zerbrochenen Degen, hob die Stücke auf und schleuderte sie zwischen dichtes Heckengesträuch hinein.

„Da mögen sie verrosten —"

„Harmensz, du kamst zur rechten Zeit. Aber wenn der Vater erfährt —"

„Angst —?"

Sie blickte zu ihm empor. Es war etwas Ergebenes und Feierliches zugleich in diesem Blick.

„Nein", sagte sie ernst." Nun nicht mehr. Mag kommen, was will — nun weiß ich es ganz genau! Ich gehöre zu dir."

Er zog sie fest an sich.

„Ich danke dir, Saskia. Mit dir an der Seite jage ich nicht nur so einen Windhund wie den Leutnant Vermeulen zum Teufel, da zerbreche ich alle Widerstände, die unser Glück bedrohen."

Er lachte schon wieder leise und froh.

„Weißt du, ich glaube nicht einmal, daß Justus Vermeulen etwas von dieser Sache verlautbaren wird. Er spielt eine zu schlechte Rolle darin. Er wäre am Schlimmsten dran! Vielleicht wär's gar aus mit seiner Offizierswürde. Ein Leutnant, der mit der Waffe einen Bürger der freien Stadt anfällt und sich den Degen zerbrechen läßt — oha! Das ist keine Kleinigkeit."

„Dann wird er uns auf andere Weise mitzuspielen versuchen, Harmensz. Der nimmt die Niederlage nicht so hin —".

„Dein Vater ist zudem Stadtkommandant der Gilde. Sein Vorgesetzter. Der Leutnant wird das Maul halten."

Saskia schmiegte sich an ihn.

„Was tät's schon, wenn er schwatzt, Harmensz! Einmal müssen es ja doch alle wissen, daß ich dem Maler Rembrandt mein Herz geschenkt habe."

Stumm sahen sie einander an. Die Schatten des Abends waren schon tief geworden. Die Blumen dufteten. Hell funkelte der Abendstern über den Giebeln der Stadt.

Eine gedämpfte Stimme rief durch den Garten.

„Saskia — —"

„Die Muhme", flüsterte diese, „sie holt mich —"

Da tauchte sie schon in kurzer Entfernung vor ihnen auf dem Weg auf.

„Saskia? Der Herr Senator ist da —"

Noch einmal zog Rembrandt die Geliebte an sich.

„Leb wohl. Wir sehen uns bald wieder."

Er lief davon. Mit schnellen, fast lautlosen Schritten. Die beiden sahen ihn wie eine Katze über den Zaun klettern. Die Schritte vertönten in der Gasse. —

„Um Gottes Willen, Kind, was habt ihr vorhin mit Vermeulen vorgehabt? Er ist wie ein Tier durch das Haus gerannt, vorn zum Tor hinaus! Ein Glück, daß er deinem Vater nicht in die Arme lief."

Saskia warf der Muhme den Arm um den Hals.

„Ach, ich bin so froh — und möchte doch weinen."

„Was ist geschehen, Saskia?"

„Nachher, Muhme. Gewiß hat der Herr Vater nach mir gefragt?"

„Du weißt, er sitzt nicht gern allein am Abendtisch. Ach Gott, was werd' ich noch mit dir erleben, Kind. Wie wird das nur enden!"

Saskia schob ihr den Arm unter und lächelte gegen den Himmel:

„Gut, Muhme, gut wird es enden. Ich will es so!"

VIII. Kipitel.

Drei Tage waren vergangen. Rembrandt hatte recht gehabt: Justus Vermeulen hatte sich gehütet, vorerst etwas von dem peinlichen Vorfall im Garten des Uylenburghhauses zu verraten. Er wußte nur zu gut, daß er selbst nicht glimpflich davonkommen würde, wenn er plauderte. Scham ob der Demütigung durch Rembrandt war in ihm — aber auch maßloser Haß gegen den Maler und gegen Saskia. Einen neuen Degen hatte er sich natürlich sofort wieder beim Waffenschmied besorgt.

Indessen konnte er es nicht unterlassen, zu seinem Vater Andeutungen zu machen über „merkwürdige Passionen" der Jungfer van Uylenburgh. Er hätte sie des öfteren schon mit dem hergelaufenen Maler gesehen — des Abends — an Orten, die kein ehrsam Meisje zu solcher Stunde mit einem fremden Mann aufsuche, und dergleichen. Er müßte sich doch noch überlegen, ob er unter solchen Umständen dem väterlichen Wunsch nachkommen könne. Jedenfalls müßte er sich noch genauer informieren.

Der alte Vermeulen hatte die Augenbrauen hochgezogen und gemurmelt:

„Das ist ja verrückt!"

„Es wird mir vielleicht möglich sein, die Beweise zu verschaffen."

Er überlegte noch immer, wie er sich am besten rächen konnte. Aber die Zeit war schneller als er. Es kam immerhin etwas anders, als er es sich dachte und wünschte. — — —

Herr van Uylenburgh hatte so seine Gedanken. Er war ein Mann mit guten Augen und Ohren.

Nun war er schon eine ganze Weile in seinem Zimmer auf- und abgegangen. Die Sonne warf bunte Reflexe durch die Butzenscheiben. Die zinnernen Krüge auf den Wandborden funkelten im Licht. Das von der Decke herniederhängende Schiff bewegte sich im schwachen Luftzug sacht hin und her, als träume es von großer Fahrt und den Wundern der weiten Welt. Es war das Modell eines Schiffes, mit dem einst des Senators Vater in jungen Jahren über die Meere gefahren war. Schon er war ein reicher Mann gewesen.

Uylenburgh blickte eine Weile das schwebende Schiff nachdenklich an. Dann drehte er sich kurz um und griff nach der silbernen Schelle, die auf dem Tisch stand.

Eine Weile später trat die Muhme in Saskias Zimmer und sagte still:

„Der Vater will dich sprechen."

Saskia blickte von der zierlichen Näherei hoch, die sie in den Fingern hielt. Sie warf den Kopf in den Nacken mit einer kurzen, hochmütigen Bewegung.

„Ich komme."

Eine dunkle Ahnung sprang in ihr auf.

Dann stand sie in Uylenburghs Zimmer.

„Da bin ich, Vater. Ihr habt mich rufen lassen."

Er sah sie mit langem, fast strengem Blick unter den buschigen, schon angegrauten Brauen an.

„Ja, ich wollte dich sprechen, Saskia. Ich wollte dich etwas fragen."

„Fragt nur, Herr Vater."

„Mir sind da einige sonderbare Bemerkungen des alten Vermeulen in den Ohren hängen geblieben. Und sein Sohn grüßt mich so sonderbar, wenn er mir begegnet. Es ist da was vorgefallen. Ich deutete dir schon neulich an, daß ich argwöhne, zwischen dir und Justus Vermeulen stimme etwas nicht. Du bist mein einziges Kind. Du solltest Vertrauen zu deinem Vater haben."

Saskia richtete sich straffer auf. Ein Blitzen war in ihren Augen. Gut — sie wollte Vertrauen haben. Jetzt war die Stunde der Rechenschaft da.

„Herr Vater, es stimmt da auch etwas nicht. Ihr habt ganz recht. Ich mag den Leutnant Justus Vermeulen nicht. Das ist es."

Uylenburgh strich mit der Rechten bedächtig über den Bart.

„He? Du magst ihn nicht?"

„Nein!"

„Er war dir früher nicht unangenehm."

„Das ist vorbei. Ich habe ihn eben früher nicht genügend gekannt. Er ist ein Frauenjäger, ein schlechter Mensch, ein Mann, auf den niemals Verlaß wäre."

„So, so."

„So ist das, Vater."

„Hm — so also steht es. – Und das hast du ihm am Ende selbst gesagt?"

„Er hat es jedenfalls deutlich genug gemerkt, Herr Vater. Deutlicher ging es nicht mehr, denn er wollte nicht verstehen."

„Wollte nicht verstehen? Bitte? Was heißt das? Er ist jung. Junge Männer machen ihre Streiche."

Saskia stieg die Zornesröte in die Wangen.

„Und dürfen abends wehrlose Jungfrauen überfallen wie ein Tier und sie beschimpfen?"

Ihre Stimme war scharf und schwingend wie blitzender Stahl.

„Hat er das getan?"

„Herr Vater, ich will in dieser Stunde mit der Wahrheit nicht hinterm Berge halten. Es muß doch einmal darüber gesprochen werden. Ich hätte es schon früher tun sollen."

Uylenburgh zog die Stirn kraus. Sein Gesicht blieb hart und undurchdringlich.

„Sprich."

Saskia nahm allen Mut zusammen. Kurz berichtete sie von dem Überfall im Garten. Ihr Atem ging schneller in der Erinnerung an jene Szene. Gelassen hörte Uylenburgh zu. Er war nicht zugegen gewesen — er mochte nicht mehr jugendlich empfinden können, um sich jene Situation richtig zu vergegenwärtigen. So sagte er denn nur:

„Männerleidenschaft! Sowas schäumt über. Ein Kuß ist keine Sünde."

Sie sah ihn erschrocken an. Etwas Fremdes trat plötzlich in ihren Blick, in ihre ganze Haltung.

„Ein Kuß, den man freiwillig schenkt, Herr Vater, ja! Aber der Vermeulen war ein Tier. Es wäre mir schlimm ergangen, wenn nicht Rembrandt dazwischen gekommen wäre."

„Wie? Wer? Was wollte denn der Maler bei dir?"

„Fragen, ob er etwas am Nachmittag habe liegen lassen. Er rettete mich. Vermeulen wollte auf ihn mit dem Degen. Aber er fing den Hieb auf und zerbrach ihn."

„Hoho!"

Uylenburgh war rot im Gesicht geworden. Das war ja eine ganze Menge Neuigkeiten, die er da erfuhr. Wie hing denn das alles zusammen? Tolle Geschichten!

„Es war Notwehr, Herr Vater. Ich beschwöre es. Vermeulen war sinnlos. Jetzt läuft er mit einem andern Degen herum."

Der Senator nagte an der Unterlippe.

Ein Offizier, dem der Degen bei einem Raufhandel zerbrochen wurde! Und meldete sich nachher nicht! Das verstieß ja gegen alle soldatischen Regeln. Und er — Uylenburgh — war der Ehrenkommandant der Stadtsoldaten! Das mußte ein Verfahren geben — so oder so! Wußte der alte Vermeulen davon?

Sein Blick wurde dunkel vor Zorn.

„Den Rembrandt soll der Teufel holen! Was hatte der sich in Eure Liebeshändel zu mischen? Wie? Was ging denn den die ganze Hechelei zwischen Euch an?"

Saskia schwieg eine kurze Weile. Dann nahm sie ihr Herz fest in beide Hände. Durch ihre Seele zitterte ein Wort: Lieber Harmensz! Und sanft und heiter sagte sie:

„Er liebt mich."

„Verrückt!“

Uylenburgh zerrte an der Halskrause.

„Und ich — ich liebe ihn.“

Da war es heraus. Das Wort stand in der Luft wie etwas Unabwendbares und Schönes.

Uylenburgh starrte seine Tochter verstört an. Es war, als hätte er einen Schlag erhalten. Dann aber brach es aus ihm heraus, wild, jäh, gefährlich.

„Du bist ja von Sinnen!“

Saskia sah ihn fest an.

„Nein, Herr Vater, nie war mir so klar und froh zumute wie jetzt, da ich Euch dies gesagt habe!“

Uylenburgh zwang sich zur Beherrschtheit.

„Du weißt nicht, was du sprichst. Aber ich verlange jetzt volle Aufklärung. Wie ist es möglich, daß dieser hergelaufene Palettenjünger sich dir Närrin überhaupt hat nähern können?“

„Ich habe seine Bilder gesehen. Ich habe ihn gesehen. Und ich habe gleich gefühlt, daß er ein guter Mensch und ein großer Künstler ist. Ich mußte ihn liebhaben.“

„Phatastereien!“

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnis in der Dämmerung.

Skizze von **Werner Clas.**

Das graue, niedrig über die Dächer hinziehende Gewölk brachte eine frühe Dämmerung. Albrecht, der den ganzen Tag fast ohne Unterbrechung an seinem wissenschaftlichen Werk geschrieben hatte, legte die Feder fort. Obwohl er sehr müde war und sich wohl ein Ruhestündchen auf der Liege hätte gönnen dürfen, kam sein allzusehr bewegter Geist nicht los von seinem Werk, und statt sich auf der Liege auszustrecken, begann er in seinem Schreibtisch nach früheren Notizen zu suchen, die ihm bei seinem Manuskript weiterhelfen sollten. Dabei fiel ihm ein starkes Heft in die Hand: sein Tagebuch. Er hatte es längst vernachlässigt und dieser Aufzeichnungen seit langem überhaupt nicht mehr gedacht; er schlug das Heft auf und stieß auf eine Eintragung, die er genau heute vor einem Jahr gemacht hatte: „Regenfeuchter, windzerzauster Tag. Sehr mutlos, da unfähig zum Arbeiten. Gegen Abend Dora; mit ihr in Regen und Wind Spaziergang durch die Altstadt. Dora, wie immer tapfere Trösterin, sagte ein gutes Wort: Die Jahreszeit der Liebenden bestimmt das Herz, nicht der Kalender.“

Albrecht sah hinaus auf die unwirtliche Straße. Der Tag vorm Jahr war durch die wenigen Worte des Tagebuchs wieder lebendig geworden; bis ins kleinste erstand wieder alles vor ihm: er wußte wieder, wie der heftige Wind ihre Regenmäntel knatternd um ihre Beine geschlagen hatte, die dumpfen Gerüche der Altstadtgassen roch er wieder, und er erinnerte sich der Wärme Doras an seiner Seite. Und dessen erinnerte er sich nun, was er nicht in sein Tagebuch geschrieben hatte: des Zusammenseins mit Eberhard am späteren Abend dieses Tages, seiner weit getriebenen Galanterien gegen Dora und ihrer, wie ihm gedeucht hatte, zu wenig unterstrichenen Abwehr. Aber der Ärger darüber war zu klein gewesen, als daß er das Glück des Spazierganges mit Dora wirklich hätte trüben können. Albrecht blätterte einige Seiten weiter im Tagebuch und las die kurze, noch unter der Wucht des Unfaßbaren gemachte Eintragung: „Eberhard tot! Mit seinem Wagen verunglückt.“

Es fiel ihm jetzt schwer auf die Seele, daß er Dora gut drei Wochen nicht gesehen hatte. Mehrmals hatte sie angerufen, aber er war von seiner Arbeit so besessen gewesen, daß er an keinem Abend seinen Schreibtisch hatte verlassen mögen. Er sah auf den Kalender: Mittwoch. Heute würde er Dora nicht erreichen, die Mittwochabende pflegte sie bei Verwandten zu verbringen. Albrecht empfand eine merkwürdige Unruhe. Von den Papieren und Büchern, mit denen sein Schreibtisch überschwemmt war, ganz an den Rand gedrängt, stand Doras Bild. Nichts konnte sein augenblickliches Verhältnis zu ihr treffender illustrieren, als dieses beiseite geschobene Bildnis. Aber es hatte nur dieser wenigen Erinnerungen bedurft, um die Sehnsucht nach ihr stärker als je werden zu lassen. Mit den Arbeiten war es für heute vorbei. Albrecht hatte plötzlich Furcht vor dem Alleinsein, er wollte ausgehen, sich kühlen Wind um die Stirn wehen lassen. Vielleicht konnte er Dora, die er nun so sehr entbehrte, am nahesten sein, wenn er — wie im Vorjahr mit ihr — einen Gang durch die Altstadt machte. Wenn er nur nicht so bleiern müde wäre! Er stellte ihr Bild mitten auf seine Manuskriptblätter und verlor sich im Anschauen ihres klaren, stillen Gesichts . . .

Als er die Straße betrat, flammten die Laternen auf. Sein Weg führte ihn durch die belebte Mittelstadt; Menschen hasteten ihm voraus und entgegen, Wagen rasselten, Stimmen und Signale lärmten. Albrecht empfand dankbar, hier nichts von der Eingeschlossenheit in die Stille des Abends zu spüren, die gerade dem, der sie zu Zeiten eingesponnener Arbeitslust über alles liebt, in Stunden plötzlichen Alleinseins so quälend sein kann. Es war gut, in so einer wirbelnden Stadt zu leben, wo in den Geschäften weiße und gelbe Lichtkugeln hingen.

Die Bogenlampen des Bahnhofs hingen schwelend im Rauch der Lokomotiven. Von den Gleisen quoll Stöhnen herauf; ein Zug war angekommen, die mächtige Maschine keuchte so. Sie war durch den Tag gejagt und erfüllte nun den Abend mit ihrem erschöpften, pfeifenden Atem.

Albrecht ging weiter. Enger wurden die Straßen, und die Gaslaternen schienen weiter auseinander zu rücken. Männer auf abgehetzten, schweren Beinen begegneten ihm. Mützen auf dem filzigen Haar und blaue Blechflaschen in den schwieligen Händen. Es roch nach Schweiß und Arbeit, wenn sie vorüber gingen; sie tauchten links und rechts in finstere Gänge unter. Düster standen die Häuser, nur da und dort glomm ein trübes Licht. Aus einer Kneipe fiel ein Lichtstreifen.

Eine Querstraße! Eien elektrische Straßenbahn rollte in rascher Fahrt wippend und funkensprühend vorbei, die Straße in noch tieferer Dunkelheit zurücklassend. Albrecht wünschte plötzlich, in dem hellen Wagen zu sitzen, der ihn wieder in freundlichere Bezirke gebracht hätte. Beklommenheit befiel ihn. Nichts hatte dieser Weg durch die Altstadt mit dem vor einem Jahr gemeinsam. Er wußte auch gar nicht mehr, wo er sich befand, nie war er in dieser Gegend gewesen. Die schmalbrüstigen Häuser rückten immer näher gegeneinander, über dem steilen Schacht der Gassen war nur ein schmaler Spalt, aus dem aber kein Stern herunterblickte. Und immer tiefer geriet er in dieses Gewirr winkliger, stickiger Gassen. Grauen fühlte er in dem Augenblick, als er sich nach einem Menschen umsah, den er nach dem Weg fragen wollte, und sich bewußt wurde, daß er schon lange Zeit überhaupt keinem Menschen mehr begegnet war. Nirgendwo ein geöffneter Laden, nur düstere Torwege und in der Front der Häuser vereinzelt hinter schmutzigroten Vorhängen ein Licht wie ein böses, entzündetes Auge. Im Schein einer der spärlich aufgestellten Straßenlaternen sah er auf seine Uhr, denn ihm war jetzt, als irre er schon viele Stunden in dieser unheimlichen, ausgestorbenen Stadt umher; seine Uhr war auf halbsechs stehen geblieben. Er begann schneller zu gehen; nirgends ein Mensch, bloß sein eigener gehetzter Schritt hallte von den schmutzigen Häusern zurück. Ein Fleet sperrte seinen eiligen Weg; schwarz lag das Wasser zwischen den alten Häuser- und Ufermauern und schwakte kaum hörbar und tückisch. Er floh von dem schwarzen Wasser in das Gassengewirr zurück.

Jäh stand er still: vor ihm, inmitten der alten, engen Gassen, die er noch niemals betreten hatte, ragte die alte Marienkirche auf, und aus ihren bemalten Fenstern schimmerte ein warmes Licht. Der Anblick der vertrauten Kirche in dieser fremden, unheimlichen Welt war ihm tröstlich, dennoch war gleichzeitig eine bange Ahnung in ihm, daß das bisher Erlebte nur Vorbereitung zu Schlimmerem sein mochte. Herzklopfend trat er ein. Kerzen und dunkles Grün schmückten den Altar, vor dem der Geistliche stand und ein kniendes Paar traute. Die Stühle am Altar für die Hochzeitsgäste waren leer, nur in den Bänken saßen wenige Leute, die Neugier hereingeführt haben mochte. Sie saßen jeder merkwürdig für sich allein, bewegten sich nicht und blickten aus leeren Augen in den warmen Glanz der Kerzen. Albrecht sah den Pfarrer die Lippen bewegen, aber kein Laut seiner Worte drang zu ihm. Nun war die

Zeremonie zu Ende, das getraute Paar erhob sich und kam Arm in Arm den Mittelgang herunter. Albrecht sah den beiden ins Gesicht: Aufstöhnend rang er mit der Eiseskälte, die nach seinem Herzen griff, als jetzt Dora, still und schneebleich, am Arm Eberhards nahe an ihm vorbeischritt. Er wollte ihnen entgegentreten, aber es war ihm nicht anders, als sei er vom hohen Dach eines Hauses herabgestürzt; er wollte schreien, doch es schien ihm ganz unwahrscheinlich, daß er überhaupt noch lebte.

Die Kirche war plötzlich leer; er stürzte hinaus, aber auch draußen war kein Mensch mehr. Ganz allein stand er wieder auf den düsteren, toten Gassen. Über seinem Kopf begannen jetzt die Glocken der Marienkirche dröhnend zu läuten. Er begann zu laufen. Nie in seinem Leben war er so gerannt. Er bog um Ecken links und Ecken rechts und stand auf einmal vor Doras Haus, während noch immer die Glocken dröhnten. Mit letzter Kraft stürzte er die Treppe hinauf und riß verzweifelt an Doras Türklingel, die laut schrillte . . .

Albrecht regte sich stöhnend. Wie ein Verschütteter arbeitete er sich mühsam aus Schlaf und Traum. Da gellte wieder das schrille Läuten, und nun war er ganz wach. Der letzte Gongschlag der Standuhr schwang noch im Zimmer nach, und draußen schlug die Wohnungsklingel an. Er ging öffnen und stand Dora gegenüber. Mit einer Stimme, in der noch das Grauen seines Traumes war, stammelte er ihren Namen und zog sie an sich.

„Länger konnte ich nicht warten“, sagte Dora, „ich war in Sorge um dich. Es ist unvernünftig, wie du arbeitest.“

„Ja, Dora, vielleicht habe ich auch unvernünftig gearbeitet, aber was schlimmer war: ich lebte ein Leben ohne dich.“

Mit leiser Hand strich sie ihm über Stirn und Haar und scheuchte die letzten Spuren seines Traumes fort.

„Ich habe gefühlt, daß du mich brauchst“, sagte sie glücklich.

Das Grabmal ohne Toten.

Warum Kaiser Maximilian I. nicht in Innsbruck beigesetzt wurde?

DV Die bedeutendste kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeit der Tiroler Hauptstadt Innsbruck ist das großartige Renaissancegrabmal, das sich Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter“, in der Hof- oder Franziskanerkirche errichten ließ. Mit ihm ist eine seltsame Geschichte verknüpft. Da Maximilian das Land Tirol besonders am Herzen lag, hatte er den Wunsch, dereinst in der bergumrahmten Hauptstadt seines herrlichen Lieblingslandes die letzte Ruhestätte zu finden. Mit seinem gelehrten Freunde Peutinger aus Augsburg entwarf er den Plan zu dem großartigen Grabmal. Für die Aufnahme seiner Gebeine dachte er sich einen gewaltigen Marmorsarkophag aus, an dem 24 Reliefs seine großen Taten versinnbildlichen; auf dem Deckel betet seine eigene Gestalt im Kaiserornat für sein Seelenheil. 28 kolossale Standbilder flankieren diesen Ruheplatz. Sie waren als Leidtragende gedacht und sollten bei Totenfeiern Fackeln tragen.

Kunstfertige Hände führten die Pläne aus. Der Kaiser suchte selber aus der Reihe der Vorfahren und historischen Zeitgenossen die großen Männer aus, die in Erz sein Grab umstehen sollten. Peter Vischer in Nürnberg, der größte Erzgießer seiner Zeit, erhielt den Auftrag, den Ostgotenkönig Theoderich und den König Arthur von England zu formen. An dem Grabmal wurde jahrelang gearbeitet. Die Hofmaler Gilg Sesselschreiber und Stephan Godl und die Künstler Bernhard und Adolf Abel und Alexander Colin taten das ihre, um das Denkmal mit den Bronzestandbildern so schnell wie möglich zu vollenden. Als Peter Vischer seine beiden Standbilder nach einem Jahrzehnt geliefert hatte, ahnte Maximilian sein Ende. „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchen guten Mut in dir gehabt, wir werden dich nun nicht wiedersehen!“ rief er beim Abschied, als er nach Innsbruck aufbrach.

Krank und lebensmüde näherte er sich Innsbruck. Er wußte, daß er sich nun bald in den Sarg legen würde, den er sogar seit einiger Zeit auf seinen Reisen mit sich führte. Als er mit seinem Troß die Tore Innsbrucks erreichte, wurde ihm jedoch der Eintritt in die Stadt verwehrt. Kein Bitten half, nur die 24 000 Gulden, die er sich von den Innsbruckern geliehen und trotz ihrer Mahnung noch nicht zurückgegeben hatte, sollten ihm die Tore öffnen. Aber wo sollte der ständig in Geldnöten lebende Kaiser die Summe so plötzlich hernehmen! Auf der Landstraße vor der Stadt mußte er die Nacht verbringen. Da verwandelte sich seine Liebe in Zorn. Er rief aus, daß sein Leichnam niemals in Innsbruck ruhen sollte, zog am Morgen weiter, schloß in Wels an der Donau für immer die Augen und nahm den Zorn auf Innsbruck mit ins Grab.

In der Schloßkapelle der Burg zu Wiener Neustadt, wo er geboren wurde, fand er auch die letzte Ruhestätte. In Innsbruck aber wurde noch ein halbes Jahrhundert weiter an der Ausgestaltung des Grabmals gearbeitet, das bis heute leer blieb. So ist es gleichsam eine eherne Mahnung für jeden, seine Schulden pünktlich zu bezahlen . . .



Wieder Fünflinge geboren.

Aus Newyork meldet der INS-Dienst:

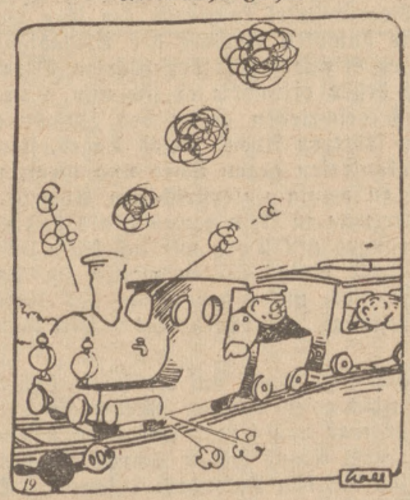
Wie aus San Sonate in der mittelamerikanischen Republik San Salvador gemeldet wird, soll die 22jährige Bäuerin Mercedes Escobar Andino männlichen Fünflingen das Leben geschenkt haben. Die Geburt fand unter Mithilfe einer ländlichen Hebamme statt. Ein Kind ist bald nach der Geburt gestorben; die vier übrigen sind am Leben und erfreuen sich bester Gesundheit.

Siamesische Zwillinge geboren.

In der Gemeinde Staresti in der Bukowina ist eine Bäuerin namens Maria Halcino mit Zwillingen niedergekommen. Die beiden Knaben sind an der Brust zusammengewachsen. Sie wurden in die Bukarester Universitätsklinik gebracht und untersucht. Dabei stellte man fest, daß die beiden Kinder zwar nicht voneinander getrennt werden könnten, ohne ihr Leben in Gefahr zu bringen, daß sie aber absolut gesund und lebensfähig seien.



Kleinbahn-Idyll.



„Ich finde, daß der Zug bei weitem nicht soviel stößt, wie vor einem Augenblick!“

„Nein, wir sind aber jetzt auch wieder auf das Gleis gekommen!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.